



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Müller, Adolf: Aus Karlsbad.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nach einiger Zeit auch die Sorge für die Regierung französischen Händen überlassen können und in der Gotthardstraße eine treffliche Heerstraße der friedfertigen französischen Nation besitzen. Die starken Forts, welche Frankreich in diesem Augenblick in der Gegend von Blamont am Ausgange des Thales von Bruntrut fertig stellt, als moderne Zwing-Uris der benachbarten Surapässe der neutralen Schweiz, bilden die erste Etappe auf dieser französischen Heerstraße.

Videant consules, ne quid respublica detrimenti capiat.

Nus Karlsbad.

Wiewohl Karlsbad mit Vorliebe gerade im Frühsommer aufgesucht wird, hielt doch in diesem Jahre, wie schon so manches Mal, der nakfalte Mai die Badegäste fern. Noch in der letzten Woche des Mai fand man fast an jedem Hause die bekannte Tafel mit der Aufschrift „Wohnung“ und vor der Thüre in der Regel die ganze Familie des Hausbesizers, Vater, Mutter, Töchter, Mägde und Hausknecht (oder, wie man ihn hier gebildeter Weise nennt, Hausmeister), welche mit vereinten Kräften auslugten, um einen Einmiether aufzufangen. Sowie aber wärmere Witterung eintrat, gab es auch in den besseren Lagen bald Häuser genug, welche völlig besetzt waren, und Ende Juni wies die Kurliste schon über 10,000 Kurgäste und damit bereits 500 Personen mehr auf, als die gleichzeitige Kurliste des vorigen Jahres, ein Beweis, daß trotz der „schlechten Zeiten“ die Anziehungskraft Karlsbads in immer weiteren Kreisen wirkt.

Chemals, als das Reisen noch kostspielig war, hatte auch Karlsbad, wie andere Badeorte, einen durchaus aristokratischen Charakter; noch bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts hinein genossen fast nur Kaiser, Könige, Fürsten, Grafen und Barone, aus dem Bürgerstande aber nur die reichsten Leute das Vorrecht, Bäder zu besuchen, und an diese Zeiten mit ihren glänzenden Festlichkeiten und ihrem strömenden Goldregen denkt das ältere Geschlecht der Karlsbader Hausbesitzer nur mit stiller Wehmuth als an eine längst verschwundene Herrlichkeit zurück. Heutzutage üben die Eisenbahnen ihren demokratischen Einfluß auch auf den Besuch der Bäder aus: aus aller Herren Ländern und aus den entlegensten Fernen strömen selbst kleine Leute, sobald sie die Summe von 60, 80 oder 100 Thaler für die vierwöchentliche Badekur beisammen haben, herbei, um an den vielbewährten Heilquellen Linderung ihrer Leiden zu suchen. Der mittlere Bürgerstand hat in den Bade-

orten jetzt entschieden die Oberhand. Die Aristokratie zieht sich von den Weltbädern, wo die Heilquellen die Hauptsache sind, mehr und mehr zurück und flüchtet sich in die eigentlichen Luxusbäder, wo der plebejische Troß sich noch nicht breit macht. Dies kann man im heurigen Sommer recht deutlich auch in Karlsbad beobachten: nicht ein einziges gekröntes Haupt, und wäre es auch nur der Fürst von Schaumburg-Lippe, welcher doch an der berühmten „alten Wiese“ sogar einen Hoflieferanten hat, beglückte bis jetzt Karlsbad mit seiner allerhöchsten Gegenwart; die Kurliste ist sogar nicht immer in der Lage, nach alter Sitte eine jede ihrer Nummern wenigstens mit einem Grafen oder Baron zu eröffnen.

Einen empfindlichen Ausfall für die Karlsbader verursacht diesmal das fast gänzliche Wegbleiben der Russen, Rumänen und sonstiger Völkerschaften des Ostens, denn diese lassen nicht nur überhaupt das Geld viel leichter rollen als die bedächtigen, sparsamen Deutschen, sondern sie benutzen die Badereise auch dazu, um ihren Bedarf an Kleidern, Schuhen und andern häuslichen Bedürfnissen in Karlsbad einzukaufen, da sie hier viel besser und billiger dazu kommen als in ihrer Heimat. Bei den Karlsbader Handwerkern und Ladeninhabern steht die russische Kundschaft obenan. Was demnach der heurigen Badegesellschaft an Qualität abgeht, muß durch die Quantität ersetzt werden; auch hier gilt der Trost: die Masse muß es bringen.

Trotz der auch in diesem Jahr gestiegenen Frequenz ist über Mangel an Wohnungen oder übertriebene Miethpreise nicht zu klagen. In den letzten Jahren ist sehr viel und meist auch recht geschmackvoll gebaut worden. Die Schwindelperiode, welche im Uebrigen so große finanzielle Verheerungen angerichtet, hat doch auf dem Gebiete der Bauhätigkeit auch manches Gute geschaffen. So hat eine Wiener (oder Prager?) Baugesellschaft eine sumpfige Wiese, oberhalb des Militärbadehauses, welche sie für 50,000 Gulden angekauft, in eine der schönsten Straßen Karlsbads, die Parkstraße, umgewandelt, deren Häuser mit Wiener Eleganz gebaut und eingerichtet sind. Und trotz des hohen Kaufschillings hat die Gesellschaft aus dem Verkauf der Baustellen doch einen ganz erklecklichen Gewinn herausgeschlagen. Rechtwinklig auf die Parkstraße stößt eine ebenfalls neue Straße, die nicht minder elegante Gartenzeile, deren Häuser den Blick auf den schönen, neuangelegten Stadtpark haben. Die Quartiere in diesen beiden neuen Straßen sind jetzt die gesuchtesten; sie machen der „alten Wiese“ eine gefährliche Konkurrenz, wenn diese auch noch immer auf ihren alten Ruhm pocht und beispielsweise eine dortige Hauswirthin, welche ein schmales einfenstriges Zimmer zu hohem Preise anbot, auf die deshalb gemachten Einwendungen erwiderte: „Ja, gnädiger Herr, alte Wiese bleibt alte Wiese.“

Auch die städtische Verwaltung von Karlsbad, an deren Spitze jetzt der thatkräftige Bürgermeister Knoll steht, hat in den letzten Jahren höchst anerkennenswerthe Anstrengungen gemacht, um den bekanntlich in städtischem Besitz befindlichen Brunnen- und Badeanstalten eine dem modernen Geschmack und dem Weltrufe Karlsbads entsprechende Gestalt zu geben. Die aus Pirnaischem Sandstein und Fichtelgebirgischem Granit erbaute Säulenhalle am Mühlbrunnen ist, trotz einzelner Ausstellungen, die man daran machen kann, ein schöner Bau, in welchem man mit Behagen den Klängen der Labitzky'schen Musik lauscht und geduldig den großen Doppel-Gänsemarsch nach den Mühlbrunnen mitmacht. Die Stadt hat für diese und andere Bauten eine Anleihe von vier Millionen aufgenommen, und da diese Summe glücklicherweise noch nicht aufgebraucht ist, so werden schon in diesem Herbst zwei neue, für die Verschönerung der Stadt höchst wichtige Projekte zur Ausführung kommen. Zunächst wird am Markte der „Weiße Adler“ (Apothek) mit den vorliegenden kleinen Budiken abgerissen und eine Kolonnade vom Marktbrunnen bis zur Karlsquelle erbaut. Sodann sind die „Drei Uhlanen“ und die „Zwei Ketten“ in der Sprudelgasse angekauft worden, welche nebst einem dritten, zwischen beiden befindlichen Hause niedergerissen werden sollen, um auch an der Hygieaquelle (in Karlsbad, selbst in ärztlichen Schriften, vielfach Hygiäa geschrieben!) und am Sprudel eine dem jetzigen Geschmack entsprechende Kolonnade in Eisenkonstruktion herzustellen. Man muß es der jetzigen Stadtverwaltung nachsagen, daß sie mit lobenswerther Energie die Verschäumnisse früherer Zeiten nachzuholen sucht. Auch für die Reinigung der Tepel, welche im Sommer fast ganz austrocknet und durch die in sie einmündenden Hauschleußen die nächste Umgebung mit dem widerlichsten Geruche erfüllt, wird Alles gethan.

Von hervorragenden Bauwerken, welche in diesem Sommer fertig geworden sind oder noch werden sollen, ist die dicht am Fuße des „Hirschenprung“ in normännischem Stil erbaute englische Kirche zu nennen, welche am 24. Juni unter Assistenz des Bischofs von London eingeweiht worden ist, und ferner die neue jüdische Synagoge in der Parkstraße, welche das schönste Gotteshaus in ganz Karlsbad zu werden verspricht. Da es außer der katholischen Pfarrkirche auch eine, im Innern leider sehr nüchtern und kahle, evangelische Kirche, sowie eine russische, in vollem Gegensatz hierzu reichgeschmückte Kapelle gibt, so sind in Karlsbad, das jetzt ungefähr 10,000 Einwohner zählt (Genauerer ist über die Einwohnerzahl nicht festzustellen, da in Oesterreich wohl nur aller sieben Jahre Volkszählung stattfindet) alle Hauptkulte Europas, mit Ausnahme des Islam, durch Gotteshäuser vertreten. Es herrscht auch unter den Bekennern der verschiedenen Religionen eine erfreuliche Toleranz; selbst der herrschende

katholische Kultus, welcher anderwärts in Böhmen und Oesterreich so exklusiv auftritt, macht hier sein Uebergewicht wenig fühlbar.

Um so mehr fällt es auf, die alten religiösen Scheidemauern an demjenigen Orte wieder errichtet zu sehen, wo doch alle Menschen, weß Standes und Glaubens sie sein mögen, zu ihrer ursprünglichen Gleichheit zurückkehren: auf dem neuen allgemeinen Friedhof, auf welchem die katholische, die protestantische und die jüdische Abtheilung durch Mauern und Gitter streng von einander geschieden sind. Uebrigens sieht jeder Protestant, eingedenk der schweren Verfolgungen und Bedrückungen, welche seine Glaubensgenossen fast drei Jahrhunderte lang in den Landen des Hauses Habsburg erduldet haben, mit innerlicher Befriedigung auf jedes evangelische Kirchlein, welches in den letzten 16 Jahren, seit dem Erlaß der jetzigen österreichischen Verfassung (1861) und der erst hierdurch zugestandenen Religionsfreiheit, mit Hilfe des so segensreich wirkenden und darum der kräftigsten Unterstützung würdigen Gustav=Adolf=Vereins auf österreichischem Boden gebaut wird.

Unter den nichtchristlichen Kurgästen Karlsbads nehmen die Juden der Zahl nach die erste Stelle ein, und zwar vorzugsweise die bekannten in der Gestalt der polnischen Juden, die Männer in dem langen, oft ziemlich schmutzigen Raftan, dazu mit den althergebrachten, künstlich gedrehten Locken an beiden Wangen, die Frauen nach strenger talmudischer Sitte noch mit Perrücken, da sie nach ihrer Verheirathung grausamer Weise ihr schönes, glänzend schwarzes Haar abschneiden oder doch wenigstens verbergen müssen, um nicht die Blicke fremder Männer dadurch auf sich zu ziehen. Eine köstliche Schilderung dieser polnischen Juden gibt der Karlsbader Arzt Dr. Fleckles, welcher unter dem Pseudonym „Julius Walter“ eine Reihe geistreich und anmuthig geschriebener Karlsbader Skizzen in seinen „Sprudelsteinen“ und „Neuen Sprudelsteinen“ zusammengestellt hat. Nach seiner Schilderung bezeichnet der polnische Jude, welcher Karlsbad besucht, sein Leiden als „Gebiß in die Füß“ oder „Gereiß im Gedärm“ oder „Gedrück im Geschläng.“ Auffallend ist es, daß man den polnischen Juden fast nie auf den Promenaden der Umgegend findet; er hält sich in hellen Haufen mit Vorliebe fast den ganzen Tag auf den Bänken in der Nähe der Quellen auf, als ob er für seine Kur keinen Augenblick verlieren und selbst aus dem Wasserdunst der heißen Brunnen Gewinn ziehen wolle.

Interessant ist auch, was Dr. Fleckles über die geschichtlichen Wandlungen mittheilt, welche die Karlsbader Kur in den letzten drei Jahrhunderten erfahren hat. Bis 1520 wurde in Karlsbad nur gebadet, nicht getrunken, und zwar so lange, bis daß heiße Mineralwasser die Haut aufbiß. Diese Kur nannte man die „Hautfresserkur“. Die elf ersten Tage mußte der Patient 6—10 Stunden in lauem Sprudelwasser sitzen, bis der gewünschte Erfolg des Aufbeißen der Haut

erzielt war und die böse „Materie“, wie man damals meinte, auszufließen aufing. Erst nach 1520 beginnt auch die Trinkkur, und zwar nach dem Grundsatz: Viel hilft viel. Man trank täglich 50 bis 70 Becher — als Minimum galten 20 bis 25 Becher — und zwar in wohlgeschlossenen, geheizten Zimmern, meist in Betten tief vergraben, um die Transpiration zu begünstigen. Dies nannte man, mit vollem Rechte, die „Saufkur.“ Zu Ende des vorigen Jahrhunderts kam das Baden ganz in Vergessenheit, und erst in diesem wurde es wieder neben der Trinkkur eingeführt. Die letztere bildet bekanntlich heutzutage die Hauptsache, aber wie bescheiden sind die Quantitäten, welche jetzt dem Kurgaste zugemuthet werden, gegenüber jenen früheren Anforderungen! Man fängt mit 2, 3 Bechern Marktbrunnen oder Kaiserbrunnen an, geht dann zu den wärmeren Quellen über und steigt bis zu 4, 5, höchstens 6 Bechern Schloß-, Mühl-, Theresienbrunnen, Felsenquelle oder, falls man ihn vertragen kann, Sprudel (59° R.) Um den Sprudel, welcher mit seinem „Wallen und Sieden und Brausen und Pischen“ ein immer gleich wundervolles Schauspiel bietet, sammelt sich nur eine kleine Gemeinde ausgepichteter Kurgäste höherer Grade, welche über den einen Neuling leicht befallenden „Brunnendusel“ oder „Dummkoller“ längst hinaus sind.

Für Bäder von Sprudelwasser, sowie aller sonstigen Arten, ist namentlich in dem neuen Kurhause Sorge getragen. Dort befindet sich auch ein Lesekabinet mit einer so reichen Auswahl von Zeitungen aller Länder, wie man sie so leicht nicht beisammen sieht. Außer den gelesenen deutschen, österreichischen, französischen, englischen, amerikanischen, russischen, polnischen, schwedischen und holländischen Blättern findet man dort selbst die Fanfolla von Rom, die Epoca von Madrid, den Romanul von Bukarest und hat also volle Gelegenheit, internationale Zeitungsstudien zu machen. Leider ist der Eintritt zu diesem Lesekabinet nicht, wie in vielen anderen Bädern, für den Kurgast frei, sondern muß mit einem Betrag von 80 Kreuzern wöchentlich erkauft werden — eine Einrichtung, welche die sonst so liberale Stadtverwaltung nicht länger aufrecht erhalten sollte. Denn erstlich bindet sich der Kurgast nicht gern für eine ganze Woche, da er bei schönem Wetter sich nicht in das Zeitungskabinet setzt, sondern lieber im Freien weilt. An einem Regentage dagegen würde er gern einmal seine Zeit dort verbringen, zumal da eine Anzahl der gelesenen Familienjournale (allerdings auffallenderweise keine der so verbreiteten deutschen Zeitschriften: „Grenzboten“, „Im neuen Reich“, „Deutsche Rundschau“, „Nord und Süd“) dort vorfindet. Könnte er also die einmalige Benutzung mit einem Eintrittsgelde von 10—20 Kreuzern erkaufen, so würde er dies gern daran wenden, aber vor der höheren Ausgabe scheut die Mehrzahl begreiflicherweise zurück. Der Besuch des Lesekabinetts ist darum auch nur ein sehr schwacher und steht zu der Fülle der gebotenen Zeitungen in keinem Verhältniß.

Was die Kurtaxe und die damit verbundene Musiktaxe betrifft, so werden beide je nach Rang und Vermögen des Kurgastes in drei Klassen erhoben: 1. Klasse Kurtaxe 10 fl. und 5—17 fl. Musiktaxe, 2. Klasse 6 fl. und 3—8 fl., 3. Klasse 4 fl. und 2—6 fl. Bei dieser Stufenleiter ist der Abschätzung in eine der drei Klassen mit ihren verschiedenen Sätzen, welche nach Gutdünken des Magistrats erfolgt, ein ziemlich weiter Spielraum gelassen. Hier kommt nun eine merkwürdige Seite der menschlichen Natur zum Vorschein: Während nämlich sonst fast alle Menschen darnach streben, in den Augen ihrer Mitmenschen möglichst viel zu scheinen, tritt beim Kurgaste gerade das entgegengesetzte Bestreben hervor. Sobald er in dem polizeilichen Anmeldebogen die Rubrik „Stand und Charakter“ ausfüllen soll, damit hiernach jene Abschätzung vorgenommen werden könne, überkommt ihn mit einem Mal eine noch nie verspürte Anwendung der Bescheidenheit, ja Selbsterniedrigung. Die Kurliste, welche fast täglich die Namen der neuangekommenen Gäste verzeichnet, liefert hiervon die ergößlichsten Beispiele. Der stolze Rittergutsbesitzer, welcher daheim sich als selbstherrlicher Magnat fühlt und geberdet, verzeichnet sich hier als einfachen „Landwirth“, der Major oder Oberst als „Offizier“, der Bankier als „Geschäftsmann“, der Fabrikant als „Kaufmann“, worunter man nach österreichischem Sprachgebrauch einen Kleinhändler oder Handelsmann versteht, der Regierungspräsident als „Beamter“, der Universitätsprofessor als „Lehrer“, der hochmögende Herr Oberbürgermeister als „Kommunalbeamter“. Ein Akkordionfabrikant aus G. nennt sich bescheidenerweise „Drechsler“, der erste Direktor einer großen Maschinenfabrik in Ch. „Maschinenbauer“. Der reiche Rentier oder Partikulier tritt mit besonderer Vorliebe als simpler „Bürger“ auf, und so winmelt es denn in der Kurliste von „Bürgern“, „Bürgerfrauen“, fogar „Bürgerstöchtern“ aus Berlin, Wien, Breslau und andern Großstädten. Gering nur ist die Zahl derer, welche zum Schaden ihres Geldbeutels auch in der Kurliste an ihrem angestammten „Charakter“ festhalten; dann treten sie aber auch mit dem vollen Gefühl ihrer Würde auf, wie jener „Schafwollenwaarenherzeuger“ aus Brünn, welcher sich in der heurigen Kurliste verewigt hat. In Oesterreich wird bekanntlich alles „erzeugt“, selbst das Mehl in den k. k. „landesbefugten“ Mühlen.

Da einmal der österreichische Sprachgebrauch berührt ist, so mögen noch einige Absonderlichkeiten desselben erwähnt sein, welche jedem Norddeutschen auffallen. Dabei verzichten wir jedoch darauf, etwa ein Kapitel zu behandeln, welches zwar bei dem Kurgast alltäglich zweimal, Mittags und Abends, eine wichtige Rolle spielt, aber trotz des eifrigsten Studiums doch immer wieder eine unererschöpfliche Quelle der Dual für ihn ist: den österreichischen Speisezettel. Denn dieser wird mit feinen „Pflanzerle, Buchteln, Powidln, Pasesen, Talken,

Pazeln, Zelteln, Kolatschen, Tisolen, Karfiol, Kren, Fasch" u. s. w., ganz abgesehen von den eher bekannten „Knöderln, Rockerln, Schmarrn, Krapferln“, doch immer für einen Norddeutschen mehr oder weniger ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Aber wie kurios kommt es uns vor, wenn in Zeitungsannoncen für eine Materialwaarenhandlung ein „Praktikant“, d. h. ein Lehrling, gesucht wird, wenn der Controleur hier „Controlor,“ ein Billet hier eine „Bollette“*) heißt, wenn in Prag über einem Cigarrenladen die Firma prangt: „K. k. Tabak-Hauptverschleiß-Minuta.“ Besonders seltsam klingt der österreichische Kanzleistil. So wird ein Vagabund aus dem Lande „abgeschafft“; der Justizminister, heißt es in amtlichen Bekanntmachungen, hat den Bezirksrichter K. von D. nach Z. „übersetzt“; „um das erledigte Pfarrbeneficium zu K. hat sich nur ein einziger Bewerber in Competenz gesetzt“ u. dergl. m. Die Vorliebe für Fremdwörter, welche in den behördlichen Erlassen ihr Unwesen treibt, erreicht den höchsten Gipfel der Verwilderung in dem österreichischen Zeitungsstil. Ein Leitartikel der Prager Abendzeitung, „Der Beginn der Ausgleichsaktion“ überschrieben, beginnt mit dem klassischen Satze: „Mit der Absendung des ersten Nuntiums der ungarischen Regnikolar-Deputazion an ihre reichsräthliche Collegia ist die parlamentarische Ausgleichsaktion offiziell eingeleitet worden“. Also in 3 Zeilen 7 Fremdwörter. Und was für Fremdwörter! Jederman, der sein Latein gelernt hat, kennt wohl nuntius, der Bote, die Botschaft; aber als Neutrum ist ihm doch das Wort nie vorgestellt worden.

Sieht man aber von dem barbarischen Kauderwelsch ab, dessen sich die österreichischen Zeitungen, nach dem Muster des dortigen „landesbefugten“ Kanzleistils, befleißigen, so muß man den größeren Blättern zum Ruhme nachsagen, daß sie 1. in Druck und Papier besser ausgestattet, 2. reichhaltiger und doch übersichtlicher und 3. auch hinsichtlich der Leitartikel, des Feuilletons u. s. w. besser redigirt sind als unsere deutschen Zeitungen. Wiener Blätter, wie die „Presse“, die „Freie Presse“, die „Neue Freie Presse“, die „Deutsche Zeitung“ u. a. können manchen auf erbärmlich grauem Löschpapier mit schlechten Lettern gedruckten Berliner und sonstigen großen Zeitungen Deutschlands als Vorbilder dienen. Auch der Straßenverkauf einzelner Zeitungsnummern ist in Oesterreich weit mehr im Schwange als bei uns zu Lande. In Karlsbad wird namentlich die „Prager Abendzeitung“, die Nummer zu 1 Kreuzer, massenhaft verkauft. Da sie Regierungsblatt ist, so zahlt sie keinen Zeitungstempel (1 Kreuzer für jede Nummer), welchen man schmerzlicher Weise

*) Hieran ist nichts „Kurioses“, wenigstens nicht im Sinne unseres Herrn Mitarbeiters. Die gute italienische Form bolletta war in früheren Jahrhunderten auch in Norddeutschland verbreitet und ist hier erst nach und nach durch das französische billet verdrängt worden.
Anm. d. Red.

auch auf jede Nummer der heimischen Zeitung, die man sich nach Karlsbad nachschicken läßt, muß aufleben lassen, und macht in Folge dessen den einheimischen Karlsbader Blättern eine gefährliche Konkurrenz. Die letzteren, das „Karlsbader Wochenblatt“ und der „Karlsbader Anzeiger“, erscheinen in friedlicher Abwechslung, das eine Mittwochs, das andre Sonnabends, und da sie die in Oesterreich ziemlich hohe Zeitungs-Kautions für den politischen Theil nicht stellen können oder wollen, so beschränken sie sich auf die Ortsnachrichten und auf das bekannte „Bermischte“. Mit seinen 10,000 Einwohnern und seinen 15—20,000 Kurgästen hat also Karlsbad kein politisches Tageblatt, und man traut seinen Augen und Ohren nicht, wenn man einen mit einer Trommel bewaffneten Schutzmann durch die Straßen Karlsbads schreiten sieht, welcher nach einem kräftigen Trommelwirbel die öffentlichen Bekanntmachungen ausruft. Die Kurgäste erlangen denn auch von dem Vorhandensein jener beiden im Verborgenen blühenden Ortsblätter meistens gar keine Kunde, und sie verlieren auch nichts dabei. Desto größer ist jeden Morgen um 7 Uhr das Gedränge an dem Zeitungsschalter der Post, wo viele Kurgäste die gewohnte heimische Zeitung selbst abholen, um nach dem Hochgenusse des Morgenkaffees im „Elephanten“, bei Pupp, auf dem Schweizer- oder Posthof beim Dampfer der ersten Cigarre zu lesen, was daheim in der Residenz oder dem Provinzialstädtchen sich Wichtiges ereignet hat. Auf dem Heimwege kommt man dann noch einmal an der am Markt gelegenen Post vorbei und mustert mit Muße die an einem großen Fenster ausgehängten Briefe und Postkarten, welche wegen irgend eines Formfehlers als unbestellbar zurückgehalten worden sind. Natürlich wird dabei von dem müßigen Kurgast, der ja von einem wahren Heißhunger nach Zeitvertreib geplagt wird, der Inhalt der so unbarmherzig der Oeffentlichkeit preisgegebenen Postkarten eifrig studirt. Und in der That, man wird da in merkwürdige Geheimnisse eingeweiht. So beeilt sich ein zärtlicher Engländer seiner besorgten Gattin in Manchester auf offener Postkarte folgende wichtige Mittheilung über sein leibliches Befinden zu machen: „Dear Mary! Till now I am very well. Only one thing would be to repair, that is my visits to the closet. Therefore I took yesterday pills“. Die größte Heiterkeit aber bei allen Liebhabern dieser postfensterlichen Studien erregte folgende Postkarte eines polnischen Juden: „Liebes Sarche! Komme hir hundsmid an, find e misz Logie, bin aach schonn proches! Beim Auspacken kamm ich in Roches, die Knöpp fehle iberall. Rosalche hat aachs Nachkappche vergeffe. Schick mer aach mein Sonnenparaplie“. Welche „Mannesseele“ vermöchte nicht diesem Beitel Schmul aus Czernowitz seinen „Roches“ nachzufühlen! Hoffentlich hat „Sarche“, die theure Ehehälfte, es verstanden, die gerechte Enttäustung des Gemahles wieder zu besänftigen, und mit dieser tröstlichen Aussicht auf die

Wiederherstellung eines scheinbar schwer bedrohten Familienfriedens wollen wir von unserm Leser Abschied nehmen.

Adolf Müller.

Die Herzogin von Kingston.

Die Herzogin Elisabeth von Kingston, von der wir in Nr. 34 aus den Memoiren des Baron v. Rosen noch einiges mitzutheilen versprochen haben, gehört zu den Erscheinungen in der Kulturgeschichte, welche gewisse Seiten der vornehmen Welt des vorigen Jahrhunderts besonders lebhaft repräsentiren. 1720 geboren, wurde sie von ihrer lebenslustigen, aber vermögenslosen Mutter, nachdem sie ihren Vater, einen englischen Obersten, in zartem Alter verloren, frühzeitig in Gesellschaften geführt. Dreiundzwanzig Jahre alt, war sie als Ehrenfräulein beim Hofstaat der Prinzessin von Wales, in welcher Stellung sie durch ihre Schönheit und ihren originellen Geist Glück und Aufsehen machte und viele Anbeter fand. Sie gab unter den letzteren dem jungen Herzog von Hamilton den Vorzug und versprach, ihn nach seiner Rückkehr von einer Reise auf den Kontinent zu heirathen. Aber ein anderer ihrer Verehrer, Kapitän Hervey, der später den Titel eines Grafen v. Bristol erbat, wußte sie, indem er die Briefe des Herzogs unterschlug, zu überzeugen, daß dieser ihr untreu geworden sei, und bewog sie dadurch, sich 1744 heimlich mit ihm trauen zu lassen. Elisabeth aber empfand schon Tags darauf eine so starke Abneigung vor ihm, daß sie sich sofort von ihm wieder trennte. Um dem Andringen des endlich zurückgekehrten Hamilton und anderer Freier, die nichts von ihrer Trauung wußten, zu entgehen, unternahm sie eine Reise nach dem Festlande, wo sie sich durch ihr geistreiches Wesen die Freundschaft Friedrichs des Großen erwarb und auch am Dresdner Hofe großer Hochachtung und Verehrung begegnete.

Nach London zurückgekehrt, empfand sie von Neuem das Drückende, das darin lag, daß sie gesetzlich noch immer die Gattin Herveys war, und um sich davon zu lösen, begab sie sich zum Pfarrer von Dainston, der sie getraut hatte, und riß hinter dessen Rücken das Blatt aus dem Kirchenbuche, das den Akt ihrer Vermählung bezeugte. Bald nachher aber hörte sie, daß ihr Gemahl, der inzwischen mit dem Grafentitel ein sehr bedeutendes Vermögen geerbt hatte, tödtlich erkrankt sei, und so beeilte sie sich, den Pfarrer zu bewegen, jenes Blatt dem Kirchenbuche wieder einzuverleiben. Allein der Graf v. Bristol starb